

Wegzug - Preis
Nr. 206 und 207...

Hallesche Zeitung.

Anzeige - Gebühren
Für die Einrückung...

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Redaktion und Geschäftsstelle
Halle, Schulzeustraße 87.

Halle a. S., Montag 22. Februar 1897.

Berliner Bureau
Berlin SW., Spandauerstraße 3

Quid novi ex Creta?

Normalerweise ist die deutsche Reichsregierung mit einer bedeutenden und bemerkenswerten Erklärung hervorgetreten. Die Nordd. Allg. Ztg. bringt folgendes durch seinen Sperrdruck...

Die von Reuters Bureau gebrachte Nachricht, Lord Salisbury habe den deutschen Botschafter-Botschaftsrat beantwortet, daß die von einer Mission gegen Griechenland unternommen würde, die zu einer Verletzung Krete...

Wir wissen, ist die deutsche Regierung, gegen über ihrer bisherigen Haltung, bereit, mit den Mächten in Verhandlungen über die zukünftige Gestaltung Kretes unter zwei Voraussetzungen einzutreten...

Das sind unsere Erwägungen nach durchaus billige Bedingungen, gegen die keine der Mächte etwas einzuwenden haben dürfte...

Wenn Frankreich an der hellenischen Zollfreiheit teilnehmen, sieht es sich in einen Seehafen gefügt, ohne zu wissen, wie ihm, was gegen es sein wird...

Die Regierung hätte mir lieb, wenn sie in irgend einer Frage aus mit Deutschland vereinigt vorgehen ließe. So ernsthaft sind wir noch nicht...

Was die russische Presse anbelangt, so hält die „Monroe Bremen“ daran fest, daß Europa sich nicht von Griechenland trennen lassen dürfte...

Im Hinblick auf die russische „Worzenja“, anerkennt das Verbands-Orientalesland, Europa seine Pflichten Krete gegenüber wieder zum Bewußtsein gebracht zu haben...

Im Hinblick auf die russische „Worzenja“, anerkennt das Verbands-Orientalesland, Europa seine Pflichten Krete gegenüber wieder zum Bewußtsein gebracht zu haben...

und drei Soldaten wurden getötet, ein verwundet. Der Thurm wurde durch griechische Artillerie zerstört. Den Belagerten glückte es, Nahrung zu entnehmen...

Der Kaiser, welcher im Jagdschloß Gubertswald täglich die laufenden Regierungsgeschäfte erledigt, erfährt sich, wie von dort berichtet wird, des allerhöchsten Wohlgegens...

Wenn unsere Ausführungen betreffs des Mangels an für den Dienst im Auslande verfügbaren Kreuzern mit dem Einwande zu belegen versucht wird...

Wenn Frankreich an der hellenischen Zollfreiheit teilnehmen, sieht es sich in einen Seehafen gefügt, ohne zu wissen, wie ihm, was gegen es sein wird...

Die Regierung hätte mir lieb, wenn sie in irgend einer Frage aus mit Deutschland vereinigt vorgehen ließe. So ernsthaft sind wir noch nicht...

Was die russische Presse anbelangt, so hält die „Monroe Bremen“ daran fest, daß Europa sich nicht von Griechenland trennen lassen dürfte...

Im Hinblick auf die russische „Worzenja“, anerkennt das Verbands-Orientalesland, Europa seine Pflichten Krete gegenüber wieder zum Bewußtsein gebracht zu haben...

Im Hinblick auf die russische „Worzenja“, anerkennt das Verbands-Orientalesland, Europa seine Pflichten Krete gegenüber wieder zum Bewußtsein gebracht zu haben...

Im Hinblick auf die russische „Worzenja“, anerkennt das Verbands-Orientalesland, Europa seine Pflichten Krete gegenüber wieder zum Bewußtsein gebracht zu haben...

Der Vorstand des Central-Ausschusses der vereinigten Jungerwerbende Zeitungslands zu Berlin hat sich in einer Session am 18. d. M. in der Reichshaus...

Die Verhandlungen der Hamburger Senatskommission zur Prüfung der Arbeitsverhältnisse im dortigen Hafen nahmen am 18. d. M. im Reichshaus...

Wie verlautet, wird das Mandat des Sozialisten Rind (Brandenburg) nachträglich kassiert, weil eine Anzahl Wähler das gleiche Alter noch nicht erreicht hatte...

Die Reichstagskommission zur Vorbereitung der von dem Centrum und den Konventionen beantragten Marinevermehrung ist am Sonntag nach Schluß der Plenarsitzung...

Das Hans. Cor. kommt in einer Verprechung über den Stand der Reichsfinanz zu dem Schluß: Finanzielle Bedenken können daher nicht weiter gegen die Marineforderung...

Die Kommission für Arbeiterstatistik trat am Sonntagabend unter der Leitung des Helldorfer Vorstehers, Direktors im Reichsamt der Armen...

Die von dem Direktor des Reichsamt der Armen, dem Reichsamt der Armen, dem Reichsamt der Armen...

Die von dem Direktor des Reichsamt der Armen, dem Reichsamt der Armen, dem Reichsamt der Armen...

Die von dem Direktor des Reichsamt der Armen, dem Reichsamt der Armen, dem Reichsamt der Armen...

19. Märzberg a. C. am 22. Februar. (Gautzinger. —) ...

21. Magdeburg, 20. Februar. (Der Zustand der ...)

22. Magdeburg, 21. Februar. (Beschiebung. Sein ...)

K. Gen. 21. Februar. (Beschiedene.) Die Gemeinde ...

Gen. 20. Febr. (Abend-Ausführung.) Aus einer ...

Gen. 20. Febr. (Friedrich Willemerger) ist ...

20. Febr. (Feuersbrunst.) Gestern hat ...

20. Febr. (Der Vandalen) genehmigte ...

20. Febr. (Der Vandalen) genehmigte ...

20. Febr. (Der Vandalen) genehmigte ...

Gerichtszeitung.

2. Halle, 20. Febr. (Aus der Sitzung der vierten ...)

Die Untersuchung gegen den Kriminalkommissar v. ...

Die Untersuchung gegen den Kriminalkommissar v. ...

Schiffahrtsnachrichten.

Bremen, 20. Februar. Der Schnelldampfer ...

Wasserstände (+ bedeutet über, - unter Null.)

Table with columns for location, date, and water level.

Volkswirtschaftlicher Theil.

Bermischte Nachrichten.

In der am Sonntag stattgehabten Ausschreibung ...

erle Bewerber des Geschäftsjahres 1898/99 ...

Gericht

über thätlichlich erzielte Getreidepreise ...

Wienmärkte.

Berlin, 20. Februar. Städtischer Schlachtvieh ...

Marktberichte.

Breisnominen für Getreide in Berlin ...

Leipzig, 20. Febr. Probuttenmarkt. (Bericht von ...)

Leipzig, 20. Febr. Probuttenmarkt. (Bericht von ...)

Leipzig, 20. Febr. Probuttenmarkt. (Bericht von ...)

Schwarz & Jilbig, Tuchhandlung mit Anfertigung feinerer Herrenkleider, Große Steinstrasse 15.



[Nachdruck verboten.]

Das Geheimniß von St. Wingate.

14) Roman von Ludwig Freiherr von Pongl.

„Umsonst die Hoffnung!“ seufzte Wilford schwer auf. „Abgewiesen! O, er war wirklich immer ein harter, herzloser Vater!“

Ein Wagen rollte heran, rasch verbarg Wilford den Brief in der Brusttasche.

Bella war zurückgekehrt, sie sollte nicht unter den Verhältnissen leiden, die ihn niederzudrücken drohten. Dem jungen Wesen sollte die Freude am Leben nicht vergällt werden. Er eilte ihr entgegen und schloß sie in seine Arme. Wie reizend sah sie aus! Wie lieb plauderte sie von den Besuchen, die sie gemacht hatte!

Bella erzählte, daß sie auch bei Frau Newbery gewesen. Obwohl dieselbe gerade keine besonderen Sympathien erwecken könne, verstehe sie es doch ganz ausgezeichnet, reizende Abende zu veranstalten. Gerade heute sei Gesellschaft bei ihr, bei welcher sie nicht fehlen dürfe.

„Ich werde Dich von dort abholen, mein Herz,“ sagte Wilford zärtlich.

„Gut, liebes Männchen; jetzt aber habe ich Eile, um meine Toilette für den Abend in Ordnung zu bringen.“

Bella begab sich rasch in ihr Zimmer. Schnell öffnete sie den großen Garderobekasten, um ihre richtige Wahl zu treffen.

„Ich denke, ich nehme das perlgraue Seidenkleid, es ist zwar sehr hell, aber ich darf jetzt schon Halbtrauer tragen. Es wird vollkommen genügen, wenn die Spitzenärmel mit einer schwarzen Masche gepunkt werden. So eine leichte Schleife sieht sehr grazios aus und die herrlichen Spitzen kommen mehr zur Geltung. Wo sind sie aber?“

Sie wühlte hastig in der Lade umher, vermisse aber die Ärmel.

„Wo können sie hingekommen sein,“ sagte sie befürtzt. „Die Ärmel sind noch von Mama und sehr kostbar!“ Sollten sie verloren gegangen sein?“

Erregt klingelte sie nach dem Stubenmädchen. Als dieses eintrat, fand es das Zimmer in chaotischer Unordnung.

Mitten im Wirrwarr stand nun Lady Bella mit zornigen Blicken.

„Wo sind meine Spitzenärmel, Sarah! Die schönen Ärmel von Mama? Ich sagte Dir doch, Du solltest auf sie besonders Acht haben.“

„Sie müssen in der Lade sein,“ sagte Sarah.

„Nein, da sind sie nicht!“

„Sie müssen aber dort sein,“ antwortete Sarah etwas verleßt.

Lady Bella riß die Lade heraus und schüttete den ganzen Inhalt auf den Teppich. Sie musterte Stück für Stück, die Ärmel waren nicht zu finden. Sarah legte die letzten Spitzenresten wieder in die Lade zurück und wollte sie eben mit alten Zeitungen bedecken, die in der Lade waren. Da fiel ein beschriebenes Blatt aus den Spalten der fast vergilbten Zeitungen heraus.

Rasch bückte sich Lady Bella nieder und hob es auf. Sie konnte kaum ihren Augen trauen.

Das Blatt in ihrer zitternden Hand war ein angefangener Brief von ihrer Schwester Alice. Er trug das Datum vom 28. Februar dieses Jahres und war wohl an Mary gerichtet. Offenbar mußte ihre Schwester diesen Brief aus dem Briefkasten in die

Zeitungen gelegt haben, mit welchen sie beim Packen des Koffers die Toiletten Bella's bedeckt hatte.

„Also hat mich Mary doch belogen,“ sagte Bella erbittert. „Sie versicherte mich, von Alice seit Neujahr kein Lebenszeichen mehr erhalten zu haben, und hier liegt der Beweis vom Gegentheil. Sie legte den angefangenen Brief in ihre Schatulle, ihr Gatte sollte vorläufig von diesem Kunde noch nichts erfahren. Für ihn war es noch ein Geheimniß, daß die Schwester Alice aus dem Hause entwichen war, um Gouvernante zu werden. Sie hatte Wilford gegenüber nie den Namen dieser Schwester genannt.“

Zweihundzwanzigstes Kapitel.

Eine dunkle Ahnung.

Baronet Harcourt sah im Gespräch mit seiner Tochter Mary in seinem Wohnzimmer. Mary hatte das Gespräch auf ihre Schwester Alice, dann aber auf die neue Gouvernante gelenkt.

Miß Thomson war bereits zwei Wochen im Hause, es war ihr aber nicht gelungen, die Sympathie Lady Mary's zu gewinnen. Das Wohlwollen, welches die Lady ihr anfänglich entgegengebracht hatte, war einer kühleren Haltung gewichen.

„Papa,“ sagte Mary, „findest Du nicht auch, daß Miß Thomson nicht so ganz passend für ihre Stellung hier im Hause ist?“

„Warum sollte sie nicht passen?“

„Ich habe den Eindruck gewonnen, daß sie sich über ihre Stellung erhebt.“

„Wie kann sie das?“ warf der Baronet ein.

„Ich meine ihr Benehmen, Papa. In Berücksichtigung ihrer Bildung wollte ich sie ihre dienende Position im Hause nicht fühlen lassen und ich führte sie deshalb in unsere Abendgesellschaft ein. Jetzt bereue ich diese Begünstigung. Mit Befremden mußte ich sehen, daß sie sich uns ganz gleich zu fühlen scheint und sich so benimmt, als wäre sie eine Tochter des Hauses. Sie rückt sich merklich in den Vordergrund, Papa.“

„Nun, dann rücke sie wieder in den Hintergrund,“ entgegnete der Baronet mit trockenem Humor.

„Das ist schneller gesagt als gethan, sie ist hochmüthig, und mit solchen Personen ist nicht angenehm zu verkehren.“

„Dann sage ihr ordentlich die Meinung, oder wenn Du es nicht willst, dann werde ich kurzen Prozeß mit ihr machen, und sie soll auch nicht eine Stunde länger mit Emmy beisammen bleiben.“

„Das meine ich nicht, Papa. Emmy kann viel von ihr lernen, denn sie ist jeder Zoll eine Dame. Aber sie ist keine Gouvernante, zum Mindesten benimmt sie sich nicht als solche. Haben wir Gäste, so begrüßt sie sie mit einer Würde, als wäre sie die Herrin des Hauses oder wenigstens die älteste Tochter. Sind wir aber Abends im Familientreffe beim Thee, dann lacht sie über Deine alten Seegegeschichten ungenirt wie ein Kind und streitet sich mit Dir um die Wette.“

„Ja, ja,“ sagte der Baronet in Gedanken verjunken, „sie ist wirklich eine sehr angenehme Gesellschafterin, spricht recht vernünftig für ein Frauenzimmer, ein prächtiges Weib.“

Mary sah verwundert ihren Vater an, auf diese Antwort war sie nicht gefaßt.

„Ehrlich gestanden, Papa,“ sagte sie etwas überrascht, „ich mag Miß Thomson nicht leiden.“

„Dann schicke sie fort,“ entgegnete der Baronet kurz und las in seiner Zeitung weiter.

Mary schwieg und nahm ihre Handarbeit wieder auf.

Blötzlich schielte der Baronet über das Zeitungsblatt zu ihr herüber und sagte: „Nun, Mary, wann wirst Du Dich denn um Alice umsehen?“

Vor Ueberraschung über diese Frage aus dem Munde ihres Vaters entfiel die Arbeit ihrer Hand.

Nun sprang Mary vom Stuhle auf und den Vater umhalsend, rief sie: „Papa, Du guter Papa, ich mußte ja, daß Du an sie denkst! Darf ich sie wieder bringen?“

„Natürlich darfst Du es, mein Kind,“ entgegnete der Baronet, „sie hat in der guten Absicht, mir vielleicht, als es uns noch schlecht ging, eine Stütze sein zu können, gefehlt, und da soll ihr verziehen sein. Nun mache, daß Du sie mir bringst, ich lehne mich nach ihr. Wo steckt sie denn jetzt eigentlich?“

„Im Augenblicke könnte ich es Dir nicht sagen, Papa, da sie mir schon lange nicht mehr geschrieben hat. Ich habe aber meine Briefe an sie unter ihrem Namen an eine hiesige Buchhandlung adressirt, wo sie dieselben abholen ließ oder selbst abholte. Dort werde ich nach ihr mich erkundigen.“

Mary wollte sich entfernen, der Baronet hielt sie zurück. „Was, in diesem Kleide und am Ende gar zu Fuß willst Du Alice aufsuchen und zu uns bringen?“ rief der Baronet hastig.

„Ich meine, Papa, daß ich Alice erst langsam mit dem Glücke vertraut mache, welches Deine Verzeihung ihr gewährt. Dann glaube ich aber auch, jedes Aufsehen vermeiden zu sollen, weil die Familie, bei welcher Alice als Gouvernante dient, vielleicht ihre Herkunft gar nicht kennt.“

„Sie soll sie aber kennen!“ rief der Baronet stolz. „Wenn eine Harcourt sich so aufopfert, daß sie, um ihre Familie unterstützen zu können, das Brod des Dieners isst, so ehrt das nur ihren Charakter, und die Leute, bei denen sie dient, müssen sich geehrt fühlen.“

Tief ergriffen sank Mary in die Knie und küßte die Hände ihres Vaters.

„Fort, fort,“ rief der Baronet und drängte, um seine Führung zu verbergen, Mary aus dem Zimmer.

Eine halbe Stunde später hielt die Staatskarosse des Lord Harcourt vor der Buchhandlung. Von dem Chef und mehreren Kommiss ehrsüchtdollst empfangen, trat Mary in das große Magazin.

An den Chef sich wendend, sagte Mary: „Ich habe Sie um eine Gefälligkeit zu bitten, mein Herr.“

„Ganz zu Ihren Diensten, Mylady.“

„Können Sie mir nicht die Adresse einer Miß Harcourt sagen, die irgendwo Gouvernante ist. Es wurden die Briefe an sie immer unter ihrem Namen hierher adressirt, und ich hörte, daß die junge Dame die Briefe bei Ihnen selbst abzuholen pflegte.“

„Miß Harcourt,“ entgegnete der Chef nachdenkend, „ja, Mylady, ich entfinne mich des Namens. Ich erinnere mich auch, daß eine junge Dame, welche sich Miß Beaufort nannte, die Briefe an Miß Harcourt abholte.“

„Ich danke Ihnen, mein Herr,“ entgegnete Mary. „Könnten Sie mir vielleicht die Adresse der Miß Beaufort angeben?“

„Bedauere unendlich, Mylady, ich weiß nur, daß die Miß, welche gerne ihre Plätze gewechselt, zuletzt bei Frau Berton und dann bei Frau West in Gloucester-Street diente.“

„Könnten Sie mir Miß Beaufort vielleicht ein wenig beschreiben?“ fragte Mary.

Die Schilderung des Buchhändlers stimmte vollkommen mit dem Bilde Alicens überein, wie es Mary im Geiste vorschwebte.

„Miß Beaufort ist plötzlich, wie ich vermuthete, aus der Nachbarschaft verschwunden, denn sie hat drei Briefe für Miß Harcourt, welche hier lagen, nicht mehr abgeholt.“

„Können Sie mir diese Briefe zeigen?“ bat Mary.

Der Chef entsprach ihrem Wunsche.

Mary erkannte augenblicklich die Briefe, die sie an Alice geschrieben, die aber unbeantwortet geblieben waren.

„Das sind meine Briefe,“ sagte sie. „Erlauben Sie, daß ich sie mit mir nehme?“

„Sehr gerne, Mylady. Wenn aber Miß Beaufort doch noch nachfragen sollte?“

„Für diesen Fall,“ erwiderte Mary, „lasse ich den letzten Brief hier und lege unsere neue Adresse bei.“

Sie zog eine Karte aus ihrem Bisttäschchen und legte diese zu dem Briefe.

Der Chef gab ihr nun die genaue Adresse der beiden Familien, bei welchen Miß Beaufort zuletzt bedienstet war.

Mary legte zu Fuß den Weg zu den beiden Häusern zurück, die in der Nähe der Buchhandlung gelegen waren, und ließ den Waagen laiciam nachfolgen.

Mary betrat zuerst das Haus der Frau Berton. Ein Diener in überladener Livree führte sie in einen Salon und meldete sie seiner Herrin.

Nach einigen Minuten erschien Frau Berton in einer hochleganten, aber ebenso überladenen Toilette. Sie bot Mary mit herablassender Handbewegung einen Stuhl an, während sie sich selbst auf einem kleinen Sammtdivan niederließ.

„Ich möchte Sie um eine Auskunft bitten, Madame,“ begann Mary die Konversation.

„Und diese wäre?“ entgegnete Frau Madame Berton ziemlich frostig.

„Wollen Sie mir gütigst sagen, was Sie über den jetzigen Aufenthalt einer jungen Dame wissen, welche unter dem Namen Beaufort bei Ihnen lebte?“

„Ich weiß jetzt nichts mehr von ihr. Ihre Aufführung in meinem Hause war wirklich nicht die beste. Ich konnte es nicht dulden, daß sie sich von meinem Sohne den Hof machen ließ. Es kam zwischen uns zu einer heftigen Auseinandersetzung, worauf die Miß sofort meinen Dienst verließ.“

Mary zeigte sich bei dieser Mittheilung sehr überrascht.

„Kennen Sie vielleicht diese Person?“ fragte Frau Berton ruhig.

„Ja, denn sie ist meine Schwester. Sie ist aus guter Familie und nur durch Verhältnisse gezwungen worden, eine Stellung als Gouvernante anzunehmen. Jetzt wünscht der Vater sie bei sich zu sehen. Sie würden mich deshalb sehr verbinden, wenn Sie mir ihre neue Adresse mittheilen wollten.“

„Es thut mir leid, nicht dienen zu können. Ich muß Ihnen aber offen gestehen, daß ich froh war, als ich die Person aus meinem Hause hatte. Sie werden mir schon gestatten, daran zu zweifeln, daß immer nur Verhältnisse jungen Damen den Anlaß geben, sich um Gouvernantenstellen umzusehen.“

Diese Antwort hatte Mary verlegt. Sie wollte eben darauf erwidern, als der Diener mit der Meldung eintrat, daß der Wagen der Lady Harcourt vorgefahren sei.

Mary erhob sich und richtete noch einmal die Frage an die Dame, ob sie ihr keine Auskunft über Miß Beaufort geben könne.

(Fortsetzung folgt.)

Am Schwarzen Meere.

Ein Besuch in Rumänien ist heutzutage kaum mehr denkbar ohne einen Ausflug nach der Dobrudscha, ohne Besichtigung der großen Eisenbahn-Überbrückung bei Tichernawoda und ohne den Anblick des Schwarzen Meeres bei Konstanza oder, wie man früher sagte und schrieb, Kustendische. Ein großes Unternehmen ist dieser Ausflug keineswegs; man legt die Strecke von Bufarest nach Konstanza, 237 km, jeden Tag in etwa sieben Stunden zurück, und wer etwas ungeduldrigen Temperaments ist und besondere Bequemlichkeit verlangt, kann einmal die Woche mit dem Orient-Express mit Schlaf-, Salon- und Speisewagen ans Schwarze Meer gelangen. Was man im landläufigen Sinne eine interessante Eisenbahnfahrt nennt, eine wechsellolle Landschaft, Thal und Hügel, Wald und Wiese und fließendes Wasser, darf man allerdings auf dem allergrößten Theile der Strecke nicht erwarten. Die ersten fünfzig Kilometer sind fruchtbares Gelände, in dem an Bäumen kein Mangel ist und waldige Strecken nicht selten sind. Ortschaften erblickt man hier und da, aber zumeist hat man sich die Wohnungen der Menschen zu den unendlichen wohlbeackerten Fluren hinzuzudenken. Sie müssen irgendwo fern am Horizonte liegen oder auch näher in unbemerkbaren Falten des Geländes, das sich sonst scheinbar ganz flach dahin zieht, so weit das Auge reichen kann. Hier und da wird geackert, und vier bis sechs Ochsen ziehen bedächtigt und mit Macht den tiefeinschneidenden und modernen Pflug durch das Erdreich. An den gut gehaltenen Bahnhöfen herrscht mähtiges Leben, aber überall sind geräumige, offene Schuppen errichtet dicht an den Geleisen, und unter allen diesen Schuppen sieht man massenhafte Säcke Getreide gleichmäßig aufgeschichtet der Verladung harren. Auf Schritt und Tritt wird der Reisende gemahnt, daß Rumänien ein großes Ackerbaugebiet, eine der Kornkammern Europas ist. Mit Ausnahme der eigentlichen Bauern trägt Niemand die alte Volkstracht. In dieser Hinsicht gleicht Rumänien vollständig dem benachbarten Ungarn, wo auch die wohlhabenden und gebildeten Menschen sich tragen wie die Menschen im ganzen

übrigen Europa. Die Magnatentracht wird freilich bei hochfestlichen Gelegenheiten auch von allen möglichen Leuten angelegt, die nichts weniger als Magnaten sind, indessen solche Maskerade hat auf das gewöhnliche Leben keinen Einfluß; sie macht kindlichen Gemüthern Freude und führt Niemand irre. Der bekannte wehmüthige Zug um die Weine ist auch durch ein gewaltiges Türken Schwert nicht zu verdecken.

Wenn der Reisende die ersten fünf Kilometer hinter sich hat, wird die Gegend entsetzlich öde und langweilig. Kein Baum und kein Strauch unterbricht die Eintönigkeit des weiten Flachlandes. Die Bewohner dieses Landes nennen diese Strecken die Steppe, und der Fremdling erinnert sich, daß hier im Alterthum Scythen begann und von der frühen Völkerwanderung an fast tauisend Jahre lang wilde Reitervölker, die Nachfolger der alten Scythen, ihr Wesen trieben. Der Boden ist auch hier fruchtbar. An den Bahnhöfen wird noch Getreide in Menge angefahren, allein auf weiten Strecken herrscht großer Wassermangel, und nur wo tiefe Bohrungen nachgeholfen haben, vermochte der eigentliche Ackerbau Wurzel zu schlagen. In angenehmem Gegensatz zu der einförmigen Landschaft stand die große Mannigfaltigkeit der Speisen, die am Bahnhof von Giulniza bei kurzem Aufenthalte sauber, warm und schmackhaft die hungrigen Reisenden erwarteten. Der Bahnhof war hier, wo eine Zweigbahn südlich nach Galaraß an die Donau führt, die sich auch über Giulniza nach Norden bis Slobosia noch 17 km ausdehnt, kürzlich erweitert worden. Man erkennt bei diesen und ähnlichen Neuanlagen deutlich, wie seit dem Bau der Strecken mit dem Verkehr gleichzeitig die Anforderungen in Bezug auf Raum, Bequemlichkeit und Leistungen gewachsen sind und bereits ein ganz Beträchtliches über das unbedingt Nothwendige hinausgehen. Auch der Bahnbetrieb, über den vor zehn Jahren noch viel geklagt wurde, genügt heute durchaus allen billigen Anforderungen. Es war ja sehr natürlich, daß in der ersten Zeit, nachdem die rumänischen Bahnen in den Betrieb des Staates und eingeborner Beamten übergegangen waren, sich eine Menge Mißhände herausstellten; allein die Rumänen sind in mancher Hinsicht ein anschlätziges Volk, und das Ingenieurwesen mit allem, was dazu gehört, scheint besonders ihren Neigungen zu entsprechen. Sie fanden sich in die neuen Aufgaben, die das Eisenbahnsach stellte, verhältnismäßig schnell hinein, und ein gerecht urtheilender Beobachter muß sich heute gestehen, daß er zwar schon verschiedentlich bessern, aber auch recht oft im übrigen Europa weniger guten und sorgfältigen Betrieb gesehen hat und daß man in der Hauptsache ganz zufrieden sein darf.

Wieder dehnt sich weit und schier unermesslich die wasserlose Ebene vor uns aus. Nur die von der Steppe und Wüste unzer trennliche interessante Luftspiegelung, die Fata morgana, zaubert uns gelegentlich in der Ferne ein reizvolles Bild an den Horizont. Der ganze Wagen und wohl der ganze Zug befindet sich unter dem einschläfernden Eindruck der überwältigenden Dede, die uns umgibt. Die Unterhaltung ist ins Stocken gerathen und allmählich ganz verstummt. In allen Abtheilen liegen die Reisenden kreuz und quer eingenickt. Nur bei uns wird noch eine Weile gegen die Wacht des Schlafes gerungen, und hier und da fällt noch eine auch schon ziemlich abgerissene Bemerkung. Zuletzt wird es auch hier ganz still, und nur dann und wann fährt der oder jener aus dem Halbschlummer empor, wenn ein Mitreisender in sägendem Schnarchen einen ungewöhnlich harten Aftnollen zu erreichen scheint und augenblicklich das gleichmäßige Geräusch des dahineilenden Zuges über tönte. Da plötzlich hält unser Zug. Alles erwacht aus dem Schlummer: Station Feteschiti! Wir haben die Donau erreicht.

Wenn ich von der Donau spreche, so sollte ich sagen den Donauarm, den man hier Borcea nennt. Die Donau ist bis hierher, wenn Sie auf die Karte blicken, von Westen nach Osten gestromt und könnte, wenn sie ein vernünftiger und gesester Strom wäre, in ziemlich gerader Richtung auf einer Strecke von 64 km bei Konstanza ins Schwarze Meer gehen. Sie hat es aber nach Weiberart vorgezogen, sich erst noch von hier aus fast 200 km weit schnurstracks nach Norden zu wenden und dann erst von Glas aus in weitem 184 km ostwärts in das Schwarze Meer einzulassen. Die Landzunge, die westlich und nördlich von dem auf diese Weise entstandenen rechten Winkel der Donau und östlich vom Schwarzen Meere bespült wird, ist die Dobrudscha, das Gebiet, mit dem Rumänien abgesehen wurde, als Rußland ihm für seine so rechtzeitige und wesentliche Hülfe vor Plewna die ursprünglich rumänischen, vor einigen sechzig Jahren eingeheimsten und im Pariser Frieden wieder verlorenen Bezirke von Bessarabien im Berliner Friedensschlusse wieder entriß.

Die der Türkei entnommene und geographisch, wenn auch nicht ethnographisch, zu Bulgarien gehörige Dobrudscha war damals an sich der werthloseste Gebietsstheil, der nach dem russisch-türkischen Kriege die Hände gewechselt hat. Dieses Gebiet war werthvoll, weil es in dem Hafen von Konstanza einen Ausgang zum Meere besaß, der offen bleibt, wenn Broila und Galaz, die großen Getreidehäfen der Donau an dem zwischen Feteschiti und Galaz liegenden nordwärts gerichteten Theile des Stromlaufs, durch Frost und Eisgang auf Monate geschlossen sind, allein um diesen Weg nutzbar zu machen, war eine Kapitalanlage von vielleicht hundert Millionen Franken und darüber erforderlich, um den Donaulauf bei Tschernawoda zu überbrücken und in Konstanza einen mit allen Anlagen und Einrichtungen der Neuzeit für wirklich großes Geschäft geeigneten Hafen zu bauen. Das junge aufstrebende Königreich ist vor dieser gewaltigen Aufgabe nicht zurückgeschreckt und das erste große Ergebniß seiner Anstrengungen war die Donaubrücke, die hier vor uns liegt.

Die Wasserrinne der Donau ist in ihrem untern Theile von gewaltiger Breite. Auf der Karte sehen Sie ein weites Gebiet blau getönt, in dem sich eine Reihe von Armen oder Kanälen abhebt. Dieses ganze Gebiet, das an manchen Stellen sich über 30 km ausdehnt, ist bei hohem Wasserstande überschwemmt und mußte hier an vielen Stellen mit großen Brücken und Viadukten, auf der übrigen Ausdehnung durch einen hohen Steindamm auf einer Gesamtstrecke von 23 km überführt werden. Vom linken Ufer führt zunächst über den Borcea genannten Donaukanal oder Arm eine Brücke von 420 m, in drei Spannungen abgetheilt. An die Brücke selbst schließt sich ein Viadukt von 650 m Länge und 30 Bogen, der die Schienenlinie auf den festen Steindamm leitet. Der Steindamm überschreitet dann in langer Ausdehnung das Ueberschwemmungsgebiet, das bei niedrigem Wasserstande ein sumpfige Insel darstellt, und leitet, allmählich ansteigend, schließlich hinüber zu einem 900 m langen Viadukt, der in 15 Spannungen von je 60 m Ausdehnung abgetheilt ist und den Zugang zu der eigentlichen Donaubrücke darstellt. Diese schlank eiserne Brücke spannt sich in einer Länge von 750 m über den Hauptstrom. Sie theilt sich in fünf Bogen, von denen der mittlere 190 m, die übrigen 140 m Deffnung haben. Das Gewicht der eisernen Brücke beträgt 400 t und ruht auf zwei mächtigen Widerlagen an den beiden Ufern und sechs steinernen Pfeilern mit Eisbrechern, von denen vier im Wasser stehen und 30 m über den höchsten Wasserstand emporragen, sodas die höchsten Schiffe ungehindert unter der Brücke herfahren. Die französische Gesellschaft Fives-Lille hat die Ausführung des Werkes besorgt. Der geistige Urheber ist Herr Saligny, der in Rumänien geborene Sohn einer aus Deutschland eingewanderten Familie ursprünglich französischer Abstammung. Die Ueberbrückung der Donau hat Rumänien 34 Millionen Franken gekostet. Es hat aber damit ein Werk geschaffen, wie seit den Tagen Trajans in diesem Theile der Welt kein zweites zu Stande gekommen, ein Werk, auf das König und Land und insbesondere seine Ingenieure mit gerechtem Stolze als auf einen Beweis hoher Leistungsfähigkeit hinweisen dürfen.

Es schwindelt manchem Reisenden, wenn er über die Brücke rollt und mehr als hundert Fuß tief auf den Wasserpiegel der Donau hinabblückt. Unten am Ufer liegt Tschernawoda, ein Uferstädtchen von einigen 2000 Einwohnern, das einen wenig einladenden Eindruck macht. Es ist eine orientalische Niederlassung, deren trostlose Umgebung an amerikanische und australische Diggings erinnert. Das Gelände hat hier in der Dobrudscha den Charakter der Hochebene, ohne jedoch zu namhafter Höhe aufzufeuigen. Die Bahnlinie schlägt den von der Natur gewiesenen Weg ein durch einen langen, sehr breiten flachen Thales einschnitt, in dem man sofort das alte oder ein altes Donaubett erkennt. Die Theorie geht dahin, daß sich im Laufe der Jahrhunderte hier am Oten das Gestade des Schwarzen Meeres hebt und Boden anschwenmt, wie an der Nordsee allmählich die Küste sich senkt und der Boden sich abspült. In welchem Maße aber die allmähliche Hebung vor sich geht und ob nicht in der Dobrudscha in der Vorzeit auch Andere Naturgewalten mit an der Arbeit gewesen sind, mögen andere untersuchen. Jedenfalls hat einmal, vielleicht vor Jahrtausenden, die Donau hier keine hemmende Schranke gefunden, sondern den nächsten Weg zum Meere einschlagen können. Heute weiden in diesem weiten flachen Kinnial zahlreiche Herden von Hunderten Stück Rindvieh und unzähligen Schafen, zum Theil der Besitz von Abkömmlingen jener Tataren, die nach dem Kriege in der Krim von dort nach der Türkei überfiedelten. Viele sind seit Einverleibung der Dobrudscha durch Rumänien ausgewandert und dem sinkenden Stern des Pasdichah nach Asien gefolgt. Man sieht sie ungern scheiden, denn sie

werden als zwar nicht schöner, aber tüchtiger strebsamer Menschen- schlag und als werthvoller Theil einer buntgemischten, zurück- gehenden und schwer zu ergänzenden Bevölkerung geschätzt. Heute ist die Einwohnerzahl die einmal über 250 000 Seelen betrug, unter 200 000 gesunken. Dazu stellen das rumänische Element ein Drittel, Türken und Bulgaren je ein Zwölftel und die Tataren ein Sechstel. Der Rest kommt auf alle möglichen Nationalitäten. Griechen sind nicht unbeträchtlich an Zahl. Auch ein Häuflein Deutsche, die ursprünglich aus Bessarabien zu- gewandert sind, fällt nur unter die bunte Schaar. Die Regierung ist angelegentlich bemüht, Kolonisten in die Dobrudscha heranzu- ziehen. Begünstigt werden besonders italienische Einwanderer aus dem natürlichen Grunde, weil nach den gemachten Erfah- rungen sie am leichtesten sich mit dem rumänischen Volksthum ver- schmelzen und sich besser in die klimatischen Verhältnisse schicken als andere.

Der Zug rollt durch eintöniges leichtgewelltes Land dahin, an Gruppen türkischer und tatarischer Bauernhäuser, hier und da auch an einem ansehnlichen neugebauten Gutshofe vorüber. Wir berühren fast halbwegs nach Konstanza hin das an der Bahn- linie liegende Medschie, eine neue Ansiedlung auf altem Grunde, die Saib Bajcha nach dem Krimkriege mit Tataren bevölkerte und die sich seitdem dank ihrer guten Lage am Kreuzwege der Hauptstraßen zu einer Stadt von fast 20 000 Einwohnern aus- gewachsen hat. Ueberall an den Bahnhöfen ist das Publikum mit orientalischen Gestalten in Fes, Turban und Jacken aus ge- blühtem Möbelfattum untermischt. Es sind Türken und Tataren, arme Leute zumeist, die gern eine Kleinigkeit als Gepäckträger verdienen und dienstbeflissen herbei eilen, wenn der Zug einläuft. So geschah es auch, als wir endlich das Meer begrüßten, fast ebenso erleichtert nach der langweiligen Fahrt wie Xenophons Griechen, die es allerdings jenseits am asiatischen Strande erreichten, und als wir dann in den Bahnhof von Konstanza einfuhren. Au Ku hatte sich ein junger Türke unseres Gepäcks bemächtigt, und zwei Minuten später rollten wir in einem landesüblichen kleinen Vittoria, der allerdings lange nicht so elegant war wie die Bukarester Fuhrwerke, in die Stadt hinein. Die ersten Ein- drücke waren nicht sehr glänzend zu nennen. Es waren eben die kleinen bescheidenen ärmlichen Wohnungen, die im Umkreise jeder orientalischen Stadt liegen. Hier freilich dienten sie dem Nebrigen als wirksamer Rahmen und Gegenlag, denn bald ging es auf festem glattem Fahrwege durch ganz hübsche Straßen hin- durch, an schmalen Häusern und guten Trottoirs vorüber in den Geschäftstheile hinein, wo lodende Ladengeschäfte abwechselten mit Cafes, vor denen unter schattigen Bäumen Tische und Stühle zu Raft und Labung einluden. Und weiter ging es in augen- scheinlich neue Straßen hinein, an ansehnlichen Gasthöfen und Privathäusern vorüber der Küste zu, wo uns schon von weitem ein großmächtiger Bau, das Hotel Karl I. entgegenblickt; wir sind am Ziele. Die bekannte Glocke ertönt. Drei Männer in schwarzem Frack umringen uns verbindlich und ergebenst, zwei Hausknechte beladen sich mit dem Gepäc und geleiten uns breite Treppen hinauf durch breite Gänge in geräumige hohe Zimmer hinein. Das Ganze erinnert unwiderstehlich an Englands wogen- umspülte Küste. Das ist ja unzweifelhaft der blaue Himmel und der strahlende Sonnenschein, unter dem Xenophons zehntausend Griechen kämpfend und kämpfend der Küste zustrebten, und das ist dasselbe blaue Meer — es heißt in den Geographiebüchern zwar fälschlich das Schwarze, ist aber so blau wie der Genfer See — das sie mit tausendstimmigem Jubelruf begrüßten: Thalatta! Thalatta! Aber dieser niedrige gepolsterte Korbfessel, in dem ich vom Aufschlag der brechenden Wellen am Ufergestein lausche, kommt ganz gewiß aus England, und aus England kommt auch wohl die Messingbettstelle und kommen die Möbel. Alles, der Speiseaal, die Zimmer, das ganze Hotel ist nach englischem Ge- schmack eingerichtet.

(Schluß folgt.)

Allerlei.

Auf dem Schlachtfeld zu Waterloo geboren war ein Mann, der jetzt in Birmingham gestorben ist, der Bahnbeamte Donald Madenzie. Sein Vater war Soldat im 79. Gihlander-Regiment und wurde bei Waterloo schwer verwundet. Frau Madenzie eilte, als sie diese Nachricht erhielt, zu ihm. Sie fand ihren Mann unter einem Haufen von Todten und Sterbenden und empfing noch seinen letzten

Segen. Wenige Stunden später gab sie in einem Zelte einem Knaben das Leben, der, zum Mann herangewachsen, Bahnaufheber wurde und dieses Amt ein halbes Jahrhundert hindurch bekleidet hat. Donald Madenzie war auch das Amt zuertheilt, den Hofzug zwischen Bushboro und Carlisle während der Reisen der Königin von und nach Schott- land zu überwachen; er war der Herrscherin persönlich bekannt und er- freute sich ihrer besonderen Gunst. Auch der Minister Chamberlain und der Herzog von Westminster pflegten ihn mit einem Handschlag zu begrüßen. Obgleich Donald Madenzie treu zum Königsstuhle hielt, rühmte er sich mit Stolz und fester Ueberzeugung, daß er ein Ab- komme der Stuarts sei und königliches Blut in seinen Adern fließe. Seine Mutter war in der That eine geborene Stuart, und die Familienüberlieferung führt ihre Abstammung auf das schottische Königs- haus zurück.

Der unheilvolle Opal. Es war einmal ein Mann, und der war beim Würfelspiel gerade an der Reibe. Er schüttelte den Becher, warf und verlor. „Kein Wunder,“ sagte ein Zuschauer, „Sie tragen ja einen Opal, da können Sie freilich kein Glück haben.“ Das gab unserem Manne zu denken. Vier Tage später glitt er beim Absteigen von der Pferdebahn aus und verlor die Hand. Das gab den Ausschlag. Er schenkte die Nadel mit dem Opal einem Freunde, von dem er mußte, daß er sich weder aus der Zahl 13 noch aus schwarzen Katern etwas machte und nicht einmal schielende, rothhaarige Mädchen fürchtete. Allein, als dieser Freund an der Börse eine große Summe verlor, wurde ihm etwas ungemüthlich. Er machte sich nicht mehr viel aus der Nadel; und als bald darauf einer seiner „jungen Leute“ das „Feuer“ der Nadel bewunderte, überraschte er ihn durch seine Freigebigkeit. „Nehmen Sie sie nur, wenn sie Ihnen gefällt.“ Der junge Mann überhäufte ihn mit Dankefragen. Der Wohlthäter aber erwartete schuldbewußt den Fluch der bösen That. Er brauchte nicht lange zu warten. Schon in der nächsten Woche wurde der Beschenkte krank und fehlte vier Tage lang im Geschäft. Der Börsenmann fühlte sein Gewissen beschwert und erzählte dem jungen Manne, was für ein böser Aberglaube an der Opalnadel haften. Nach einiger Ueberlegung beschloß der gute Junge, die Nadel einer jungen Dame zu verehren. Raum war der Opal in anderen Besitz übergegangen, als er auch schon rasche und gründliche Arbeit leistete. Die Dame hatte ihn nämlich erst zwei Tage getragen, als sie beim Versuch, eines Abends das Gas anzuzünden, eine Gardine in Flammen legte, und bei dem weiteren Versuche, das Feuer zu erlöchen, sich Brandwunden an beiden Händen zuzog. Den jungen Mann, der ihr die Nadel ge- schenkt, schlug das Gewissen nun ebenfalls, und die Heiße, eine Rechts- fertigungsrede zu halten, war jetzt an ihm. Zum Glück war die Rede nicht lang. „Vielleicht war der Opal daran schuld,“ jagte er. „Der Opal soll ja Unglück bringen. Ich glaube es nur nicht, weil ich nicht abergläubisch bin.“ — „Ich will das schreckliche Ding keinen Tag länger tragen!“ lautete die Antwort. Und sie trug es auch nicht. Sie gab die Nadel ihrem Bruder, der sich über den Aberglauben, das ein kleiner Stein einen bösen oder guten Einfluß ausüben könnte, sehr lustig machte. Als er aber einmal nach dem Westen reiste, sprang der Zug aus den Schienen. Der Zweifler wurde aus dem Wagen ge- schleudert und war von der Stunde an befeht. Weitergeben wollte er das Ding aber nicht, er beschloß, es zu verkaufen, und betrat zu diesem Zwecke den Laden eines Juweliers. „Was können Sie mir wohl für diesen Opal geben?“ Der Juwelier sah sich das Ding an und sagte bedächtig: „Das ist kein Opal, das ist nur ein — Raugen- auge.“

Vom Büchertisch.

An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Besprechungen nach Auswahl vorbehalten.

— **Die Königin Dorothea von Holland.** Nach Aufzeichnungen ihrer Zeitgenossen von Josef Turquan. Uebersetzt und bearbeitet von Oskar Marichall von Bieberstein. Zwei Bände à 15 Bogen 8°. Preis broschirt jeder Band 3,60 Mk., gebunden jeder Band 4,60 Mk. Leipzig 1897. Verlag von Heinrich Schmidt u. Carl Günther. Das Publikum liebt es, sich über das Privatleben von Kaisern, Königen und Fürsten zu unterrichten und namentlich die Urtheile der Zeitge- nossen zu sammeln und zu vergleichen. Es will die Wahrheit wissen, will die Gestalt, namentlich die der Frau, abgelöst sehen vom Hinter- grunde, will sie aus der Dämishülle heraustreten sehen, in welche sie eingehüllt ist durch Ausnahmeumstände, durch Etikette zc. Die ge- schichtliche Wahrheitsliebe aber läßt es nicht zu, hier zu überländen, dort zu verschönen, oder hier zu verringern, dort hinzuzuthun. Der Verfasser war bemüht, in dem Porträt der Königin Dorothea, der Mutter Napoleons III. zc., die Naturtreue allem Anderen voranzu- stellen. Das Werk liest sich wie der spannendste Roman, und find wir sicher, daß es ebenso seinen Weg machen wird, wie die andern im gleichen Verlage erschienenen napoleonischen Werke.

